



Dienstag, 26. Mai 2026, 15:00 Uhr
~6 Minuten Lesezeit

Unterhaltung scharfgestellt

Blockbuster und Streamingplattformen fungieren oft als die subtilen Träger militärischer Botschaften. Ausnahmen wie der Film „A Single Day“ sind deshalb eine angenehme Abwechslung.

von Leo Eschweiler

Bild: Collage mit Fotos von Shutterstock.com (Avocado_studio, Nicoleta Ionescu, Andrej Maculskij, Tom Sand Egeskov, Nikola Spasenoski, Eugene Onischenko)

Vielleicht wird man eines Tages rückblickend

erkennen, dass die eigentliche geistige Vorbereitung neuer Kriege nicht in Kasernen, Verteidigungsministerien oder NATO-Hauptquartieren begann, sondern in den scheinbar harmlosen Routinen westlicher Unterhaltungskultur – in Streamingplattformen, Serienuniversen, Nachrichtensendungen, geopolitischen Thrillern und jenen emotionalen Narrativen, mit denen Gesellschaften langsam lernen, militärische Gewalt nicht mehr als moralische Katastrophe, sondern als normale Form politischen Handelns wahrzunehmen. Denn Kriege entstehen niemals ausschließlich aus geopolitischen Interessen oder militärischen Machtkonstellationen. Sie benötigen immer auch ein kulturelles Klima, in dem Aufrüstung, Feindbilder, Ausnahmezustände und militärische Logik psychologisch akzeptabel werden. Ein Beitrag zur Sonderausgabe „**Wehrdienst und Militarisierung** (<https://www.manova.news/sonderausgaben/9>)“.

Kein Staat kann dauerhaft militarisieren, wenn große Teile der Bevölkerung Gewalt noch als zivilisatorisches Scheitern empfinden. Genau deshalb beginnt jede langfristige Militarisierung früher oder später in der kulturellen Sphäre – dort, wo Wahrnehmungen, Emotionen und moralische Maßstäbe geformt werden.

Dass diese Entwicklung längst keine abstrakte Theorie mehr ist, sondern inzwischen offen sichtbar wird, zeigt ein aktueller Bericht der *Berliner Zeitung* und der *NachDenkSeiten* über vertrauliche Treffen zwischen NATO-Vertretern und Filmschaffenden in Europa und den USA. Dort wird beschrieben, wie Vertreter des

Militärbündnisses hinter verschlossenen Türen Gespräche mit Drehbuchautoren, Produzenten und Kreativen führen, um Narrative über Sicherheitspolitik, Aufrüstung und geopolitische Konflikte stärker in kulturelle Produktionen einfließen zu lassen. Einige der eingeladenen Autoren äußerten laut *Guardian* sogar offen die Sorge, man wolle sie faktisch zu Trägern militärischer Propaganda machen. Gleichzeitig wurde bekannt, dass aus diesen Gesprächen bereits konkrete Projekte hervorgegangen seien.

Bemerkenswert ist dabei weniger die Existenz solcher Einflussversuche als vielmehr die gesellschaftliche Reaktion darauf – oder genauer gesagt: das nahezu vollständige Ausbleiben einer solchen Reaktion.

Noch vor wenigen Jahren hätte die Vorstellung, dass militärische Bündnisse gezielt versuchen, Einfluss auf Filmproduktionen und kulturelle Narrative zu nehmen, vermutlich einen öffentlichen Skandal ausgelöst.

Heute wird eine solche Nachricht zwar kurz registriert, verschwindet jedoch fast sofort wieder im permanenten Strom medialer Erregungen. Genau darin zeigt sich die eigentliche kulturelle Verschiebung unserer Zeit: Nicht die Militarisierung selbst wirkt noch schockierend, sondern allenfalls ihre gelegentliche Sichtbarkeit.

Dabei geht es längst nicht nur um plumpe Propaganda im klassischen Sinn. Moderne Macht funktioniert subtiler. Sie arbeitet nicht primär über offene ideologische Befehle, sondern über Gewöhnung, emotionale Rahmung und narrative Wiederholung. Menschen sollen Krieg nicht unbedingt lieben. Es reicht bereits, wenn sie lernen, ihn als unvermeidlich zu betrachten.

Gerade deshalb ist die Rolle moderner Unterhaltungsindustrie so entscheidend geworden. Wer heute wenige Minuten durch *Netflix*,

Amazon Prime oder andere Streamingplattformen scrollt, begegnet nahezu überall denselben dramaturgischen Grundmustern: Geheimdienste, Spezialeinheiten, Cyberkrieg, Terrornetzwerke, globale Bedrohungsszenarien, geopolitische Krisen und moralisch legitimierte Gewalt. Selbst Produktionen, die sich oberflächlich kritisch geben, reproduzieren meist dieselbe emotionale Grundstruktur: Die Welt erscheint permanent gefährlich, instabil und feindlich; militärische oder geheimdienstliche Eingriffe erscheinen daher letztlich notwendig.

Krieg wird dabei nur noch selten als moralischer Zusammenbruch menschlicher Zivilisation dargestellt. Viel häufiger erscheint er als kompliziertes Managementproblem innerhalb einer grundsätzlich legitimen Sicherheitsordnung. Genau dadurch verschiebt sich unmerklich die moralische Perspektive des Zuschauers. Gewalt verliert ihren Ausnahmecharakter und wird zu einem normalen Instrument geopolitischer Verwaltung.

Besonders perfide ist dabei die Ästhetisierung militärischer Macht. Moderne Kriegs- und Sicherheitsproduktionen präsentieren Kampffjets, Spezialkommandos, Überwachungstechnologien und Geheimdienstoperationen in einer visuellen Perfektion, die militärische Gewalt emotional attraktiv macht.

Hochauflösende Kamerafahrten über Flugzeugträger, heroisch inszenierte Soldatenfiguren und dramaturgisch aufgeladene Bedrohungsszenarien verwandeln Krieg in konsumierbare Spannung. Der Zuschauer erlebt Gewalt nicht mehr als moralische Verstörung, sondern als ästhetischen Reiz.

Und genau an diesem Punkt beginnt die eigentliche kulturelle Tragödie unserer Gegenwart: Das Kino hat in weiten Teilen aufgehört, Angst vor dem Krieg zu erzeugen.

Dabei war das Antikriegskino einst ein zentraler Bestandteil demokratischer Selbstreflexion. Die Regisseure der Filme wie *Apocalypse Now*, *Die durch die Hölle gehen* oder *Full Metal Jacket* verstanden Krieg nicht als geopolitische Notwendigkeit, sondern als psychische und moralische Verwüstung des Menschen. Sie zerstörten den Mythos militärischer Ordnung, indem sie zeigten, wie Gewalt jede moralische Struktur zerfrisst – nicht nur beim Opfer, sondern auch beim Täter.

Heute dominieren dagegen Produktionen, in denen militärische Institutionen zwar gelegentlich kritisiert werden dürfen, deren grundlegende Existenzlogik jedoch kaum noch infrage gestellt wird. Selbst die Regisseure vieler vermeintlich kritischer Filme reproduzieren letztlich dieselbe emotionale Architektur westlicher Sicherheitsnarrative. Der Zuschauer soll sich erschüttert fühlen – aber niemals so erschüttert, dass er die Struktur selbst infrage stellt.

In genau diesem kulturellen Klima erhält ein Film wie *A Single Day* von Regisseur Christoph Felder eine Bedeutung, die weit über das eigentliche Werk hinausgeht.

Denn dieser Film entstand nicht innerhalb jener gigantischen industriellen Apparate, die heute große Teile internationaler Sichtbarkeit kontrollieren. Er entstand ohne Pentagon-Unterstützung, ohne milliardenschwere Streamingplattformen, ohne militärische Infrastruktur und ohne jene globalen Marketingmechanismen, die geopolitisch kompatible Narrative weltweit verbreiten.

A Single Day erzählt die wahre Geschichte jener amerikanischen Soldaten, die sich während des Massakers von Mỹ Lai weigerten, an den Morden an vietnamesischen Zivilisten teilzunehmen. Während hunderte Menschen ermordet wurden, entschieden sich Hugh Thompson, Lawrence Colburn und Glenn Andreotta gegen militärischen Gehorsam und für moralische Verantwortung.

Damit berührt der Film einen Punkt, den moderne Kriegsnarrative fast vollständig verdrängt haben: die Möglichkeit moralischen Ungehorsams innerhalb militärischer Systeme.

Der Kulturjournalist Jan Opielka schrieb in seiner Rezension, *A Single Day* sei „eine Lehre für alle Kriege – und alle einfachen Soldaten“. Gerade diese Formulierung ist bemerkenswert, weil sie den Film nicht als historischen Sonderfall behandelt, sondern als universelle moralische Fragestellung moderner Gesellschaften. Vietnam erscheint darin als zeitloses Muster institutionalisierter Gewalt und individueller Verantwortung und nicht als abgeschlossene Vergangenheit.

Auch der Autor Eugen Zentner betont in seiner Rezension ausdrücklich die gegenwärtige Relevanz des Films. Christoph Felder wolle, so Zentner, gerade jüngere Menschen dazu bringen, sich „mit den eigentlichen Themen auseinanderzusetzen“, weil „die Mechanismen im Grunde immer die gleichen“ seien. Genau dieser Satz verweist auf den eigentlichen Kern des Films: *A Single Day* handelt eben nicht nur von Vietnam, sondern von jeder Gesellschaft, die beginnt, moralische Verantwortung an Institutionen auszulagern und Gehorsam über Gewissen zu stellen.

Und vielleicht erklärt genau das auch, warum kompromisslose Antikriegsfilme heute so selten geworden sind.



Denn ein echter Antikriegsfilm liefert keine einfache emotionale Katharsis, keine patriotische Selbstberuhigung und keine heroische Erlösung durch Gewalt. Stattdessen zwingt er den Zuschauer, sich mit menschlicher Verantwortung auseinanderzusetzen – und genau diese Form von innerer Unruhe ist innerhalb einer permanenten Unterhaltungsökonomie denkbar schlecht verwertbar.

Moderne Streamingplattformen funktionieren nicht primär nach humanistischen Kriterien, sondern nach Aufmerksamkeit, emotionaler Aktivierung und globaler Skalierbarkeit. Krieg verkauft sich hervorragend – solange er als Spannung erzählt wird. In Filmen wie *A Single Day* verweigert der Regisseur genau diese Verwertungslogik. Der Film zeigt keine glorreiche militärische Ordnung, sondern die emphatische Erosion militärischer Systeme. Er zeigt die Einsamkeit des Widerstands und nicht den heroischen Sieg.

Während milliardenschwere Streamingplattformen geopolitisch kompatible Sicherheitsnarrative global verbreiten, müssen Regisseure unabhängiger Antikriegsfilme heute um ihre ökonomische Existenz kämpfen. Während öffentlich-rechtliche Sender permanent ihre gesellschaftliche Verantwortung beschwören, entstehen Friedensperspektiven zunehmend

außerhalb ihrer Programme. Das sagt mehr über den Zustand westlicher Kultur aus als jede Sonntagsrede über Demokratie, Humanismus oder historische Verantwortung.

Denn vielleicht besteht die eigentliche Krise unserer Medienlandschaft gar nicht darin, dass es Propaganda gibt. Propaganda hat es immer gegeben.

Die eigentliche Krise besteht darin, dass unabhängige Künstler heute wieder lernen müssen, unter den Bedingungen kultureller Isolation zu überleben.

Und vielleicht liegt genau darin die historische Bedeutung eines Films wie *A Single Day*: nicht nur in seinem Inhalt, sondern in seiner Existenzform selbst. Der Film beweist, dass echte Kunst dort beginnt, wo sie sich weigert, Teil des Machtapparats zu werden.



Leo Eschweiler, Jahrgang 1968, studierte Philosophie und ist Buchhändler. Außerdem assistierte er bei verschiedenen Filmproduktionen.